

Sabine Plonz

Alt und autonom: Das Denken leben, das Leben denken Das Beispiel von André Gorz und seiner Partnerin Dorine



Dr. Sabine Plonz
Theologin, wissenschaftliche Referentin
der DEAE im Comenius-
Institut e.V.,
Schreiberstr. 12
48149 Münster
plonz@comenius.de
www.sabine-plonz.de

Das zunehmend vorgetragene gesellschaftliche Interesse am aktiven Alter und lebenslanger Weiterbildung ist, ob direkt oder indirekt, häufig ökonomisch motiviert. Zu einem ganzheitlichen Bildungsverständnis gehört aber auch unterscheiden zu können zwischen dem, was Bildung dem Leben hinzufügen kann, dem Leben selbst und seinem Sinn. Dass Letzteres keineswegs selbstverständlich ist und Menschen erst in sehr hohem Alter expliziter nach dem Sinn fragen, zeigt eine aktuelle Umfrage. Die Frage nach Sinn verbinden viele Befragte tendenziell mit Verlustängsten (vgl. Rezension zu Ahrens, *Generation 60plus*, 2011, in diesem Heft). Um Sinnfragen positiv, in befreiender Weise beantworten zu können, müssten sie in den Lebenslauf und lebensbegleitende Bildung eingebettet werden. Solche Gedanken stellen sich ein beim Nachdenken über das letzte schriftliche Werk von André Gorz, der zusammen mit seiner Frau Dorine den Freitod wählte. Wer waren die beiden?

Der Schriftsteller, Philosoph und Gesellschaftstheoretiker André Gorz lebte mit seiner Frau Dorine ein Vierteljahrhundert zurückgezogen auf dem Land, in zunehmend langsameren Bewegungen, aber wach und aufmerksam. Bis zu ihrem Tod 2007 teilten sie fast 60 Jahre lang Leben und Arbeit: von den Anfängen in der Pariser Nachkriegszeit, in der sie unter ärmlichen Bedingungen im links-intellektuellen Milieu leben, bis in dieses Haus, in dem sie nach der Erwerbsphase als weiterhin produktive Intellektuelle ihre Besuche empfangen, schreiben, die Natur wahrnehmen. Als sie das 80. Jahr überschreiten, wird ihnen die Weiterarbeit an der eigenen Bildung nachrangig. Das Paar beendet seinen Lebensbildungsprozess. Mit seiner Entscheidung entspricht es nicht der verbreiteten (paternalistischen) Erwartung, dass Alte vorsorglich-fürsorglich vor den Folgen des Alters – durch Bildung oder Lernen – bewahrt werden müssen. Der Blick auf ihr Leben eröffnet eine eigene Sicht.

Ihr Freitod dokumentiert den Abschluss einer Auseinandersetzung. Ihre Entscheidung, die *vita activa*, in der ihre *vita contemplativa* voll integriert war, sein zu lassen, ist nicht von Resignation und der Erfahrung von Sinnlosigkeit geprägt; sie ist nicht dem Verstummen ihres Denkens und ihres Gesprächs geschuldet, sondern resultiert aus diesem. Im kurz vor ihrem Tod geschriebenen „Brief an D.“ schreibt Gorz: „Ich habe kein größeres Werk in Arbeit. Ich will nicht mehr, das Leben auf später verschieben‘ [...] Ich möchte Dir meine ganze Aufmerksamkeit schenken und die Deine zu gewinnen suchen wie in unseren Anfängen“ (2007, 82f.). In den Kategorien Hannah Arendts gedacht, spricht aus diesen Worten die Haltung, Sprechen (gepaart mit aufmerksamer Sorge füreinander) als Handeln und damit als wichtigste Dimension des menschlichen Tätig-Seins

zu verstehen. Die (nach Arendt) anderen Dimensionen des tätigen Lebens, das Arbeiten und Herstellen, treten dahinter zurück. Das Nachdenken wiederum gehört zum Gesprächsprozess – und zur Bildung von Sinn. Der „Brief an D.“ hält diesen Denk- und Sprechakt literarisch fest.

Die Lebensgeschichte, die Gorz darin erzählt, ist geprägt von einer doppelten Einsicht: in die Bedeutung von Dorines Liebe für sein Leben und seiner wiederholten Weigerung, sich dem zu stellen. Er hatte dies bereits in seiner frühen Autobiografie „Der Veräter“ (1958) reflektiert und blickt nun erneut auf sein Leben und dessen frühere erste Bilanz zurück. Sein „Brief an D.“ ist eine poetische Liebeserklärung, aber auch eine Rechenschaftsablegung über Versäumnisse gegenüber der Geliebten. „Du standest mitten im Leben, während ich es immer eilig hatte, mich an die nächste Aufgabe zu machen.“ (80) Sie hatte jahrelang seinen hochgradig introvertierten Lebensstil toleriert, der mit seiner Arbeit identisch war: „Einen Schriftsteller lieben, heißt Lieben, dass er schreibt“, sagtest Du. „Also schreib!“ (32). Sie war im wörtlichen Sinn für ihn da und hat seine Existenzweise ermöglicht. In der Entscheidung für das gemeinsame Leben (ohne oder gegen die Herkunftsfamilie), in ihrer Lebensführung und mit ihrer Entscheidung, an die Lebensgrenze gekommen zu sein und nicht ohne die andere Person weiterzuleben, scheinen die Zwei den normativen Idealen von Individualität und Autonomie zu widersprechen, verhalten sich jedoch in radikaler Weise autonom.

Der einfache Lebensstil, den sie beibehalten, als Gorz viel gelesener Autor ist, beruht nicht nur auf Treue zu ihrer Vergangenheit, sondern auch auf Konsum- und Technikkritik. Denn die Poesie des Textes verhüllt nicht, dass ihr Landleben keine Idylle ist: es ist fast drei Jahrzehnte überschattet durch Schmerzen und starke körperliche Einschränkungen, unter denen Dorine seit einer medikamentösen Vergiftung und einer späteren Krebserkrankung leidet. Ihre unheilbare Erkrankung will sie – autonom auch darin – nicht betäuben. „Du ergreifst Besitz von Dir, indem Du deine Schmerzen mit Hilfe alter Selbstdisziplin [Yoga, S.P.] in den Griff bekamst. Die Fähigkeit, Dein Leiden zu verstehen und für Dich selbst zu sorgen, schien Dir die einzige Möglichkeit zu sein, weder von ihm noch von den Spezialisten beherrscht zu werden“ (75).

Der literarische Rückblick offenbart zugleich Charakteristika ihrer intellektuellen Biografie. Einige Hinweise mögen das unterstreichen: Gorz ist vom Existenzialismus geprägt. Ein anarchistischer, libertärer Zug durchzieht sein Werk. Nach seinem „Abschied vom Proletariat“ (1980), in dem er sich post-

stalinistischer Parteidisziplin entgegenstellt, gehören seine „Wege ins Paradies“ (1983), in der er eine bessere Zukunft aufgrund steigender Produktivität voraussagt, zu Meilensteinen der Debatte über die Zukunft der Arbeitsgesellschaft. Die Utopie der Befreiung von der „Arbeit“ bildet einen Eckpfeiler seines Denkens über die Transformation des Kapitalismus. In dieser Haltung und im Dialog mit Denkern wie Ivan Illich wird er auch zu einem Vordenker der politischen Ökologiebewegung. Die sich ausbildende Wissensgesellschaft („Wissen, Wert und Kapital“, 2003) interpretiert er ebenfalls im Geist der Utopie: in ihr gehe der Kapitalismus dazu über, sich abzuschaffen.

Das Utopische zu denken erfordert Mut, denn es birgt das Risiko, sich zu verspekulieren – wissenschaftlich, politisch und existenziell. So sank das gesellschaftliche Arbeitsvolumen trotz des technologischen Fortschritts nicht ab. Sondern Erwerbsarbeit, Arbeit im reproduktiven Sektor, der fürsorglichen Praxis und im Gemeinwesen wurden nach dem Ende des Fordismus und des historischen Kompromisses zwischen Arbeit und Kapital in der Nachkriegszeit in Westeuropa radikal transformiert. Die Illusion, dass der Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgehe, teilte Gorz mit vielen. Illusionär war auch seine Erwartung an die Wissensökonomie, welche die asymmetrische Verteilung von Kapital nicht beseitigt hat. Rückblickend notwendig werdende Korrekturen machen aber das Denken der „Utopie“ nicht sinnlos und auch nicht das von ihr inspirierte Leben. Solche Revisionen sind vielmehr nötig, und die Sinnhaftigkeit utopischer Entwürfe kann präzise daran hängen, dass sie korrigiert werden, wie ein weiterer Aspekt dieser Biografie zeigt.

Zur Utopie einer postkapitalistischen, ökologischen und humanen Gesellschaft gehört auch die Aufhebung der Herrschaft zwischen Mann und Frau. Jedoch: Der „Brief an D.“ dokumentiert eher, dass dem Liebesverhältnis potenziell Unrecht eingeschrieben ist. Denn Dorine leistete für den jungen Schriftsteller Gorz unentgeltliche Arbeit als Lehrerin und in anderen Engagements, die ihr wirtschaftliches Überleben ermöglichten. Zudem verdoppelte sie als Redakteurin und Archivarin seine Arbeitsleistung für Presseudienste und Tageszeitungen. Das Unrecht besteht darin, den Charakter ihrer Beziehung nicht zu reflektieren und die umsonst getane Arbeit einschließlich der Arbeiterin zu gering zu schätzen. Gedanklich zen-

tral ist daher die Selbstanklage des Autors, der seine ihn ernährende Partnerin – ohne jeden Sinn!? – in den fünfziger Jahren verbal zu einem bemitleidenswerten Nichts gemacht hatte. Faktisch aber war damals sie es, die ihn, den Scheiternden und Mittellosen, „mit sich versöhnte“, wie er kurz vor ihrem Tod der Journalistin Elisabeth v. Thadden (2007) erklärte.

Brüche und die Erfahrung der Entwurzelung werden von den beiden nachdenkend in ihr Leben integriert. Dorine hatte sich für André entschieden und damit für familiären und materiellen Verzicht. Der Autor Gorz gehörte nicht zu den immer schon Privilegierten. Seine Bildung war nicht die der „Verantwortungseliten“ (Huber 2011), sondern die des Besitzlosen, eines gezwungenermaßen aus dem Nichts Schöpfenden und mit der Sinnlosigkeit Ringenden. Als Sohn eines österreichischen Juden und einer katholischen Mutter überlebte er ab 1939 in der Schweiz. Er nahm einen neuen Namen und eine andere Sprache an und lebte nach der ihn gleichsam zum Philosophen berufenden Begegnung mit J.P. Sartre zeitlebens in Frankreich. Auf diesem Lebens-Bildungsweg musste die wissenschaftliche Karriere im Milieu intellektueller Eliten nicht zum Selbstzweck werden. Vielmehr förderte dessen denkende Bewältigung seine Konzentration auf das Werk selbst.

Was ist der Sinn von Bildung jenseits ihres ökonomischen Nutzens oder gesellschaftlicher Pflichten? Im Licht dieses Lebens-Werkes gehört dazu das Vermögen, Biografie selbstreflexiv erfahrbar machen zu können, darüber zu sprechen und Sinn autonom hervorzubringen. Der einfach und berührend geschriebene „Brief an D.“ ist ein Beispiel dafür und weist über sich hinaus. Um das Leben denken zu können, muss man kein/e bedeutende/r Intellektuelle/r sein. Man braucht aber Zeit, Raum und Sprache dafür. Es sollte Platz für das Denken des eigenen Lebens sein im Kanon von (Alters-) Bildung im Lebenslauf.

Literatur

- Gorz, André (2007), Brief an D. Geschichte einer Liebe, Zürich 2006 (2. Aufl. 2007).
- Huber, Wolfgang (2011), Auserwählt und verachtet, in: Die ZEIT, 16.10.2011.
- Münster, Arno (2011), André Gorz oder der schwierige Sozialismus. Eine Einführung in Leben und Werk, Zürich 2011.
- von Thadden, Elisabeth (2007), Von Luft und Liebe, in: Die Zeit, 25.09.2007.